

Die Bologna-Reform unter der Lupe

Ein Jahrzehnt Bologna: Was ist gelungen, was bleibt zu tun? Zehn Fragen zu Wirkungen und Nebenwirkungen einer Reform, die an der Universität mehr auslöste, als zunächst geplant war. Ausserdem vier gelungene Beispiele aus den Fakultäten.

Von David Werner

Europa ist in Verzug. Der ursprüngliche Zeitplan der europäischen Bildungsminister sah vor, die Bologna-Reform bis 2010 umzusetzen, doch die Zeit war zu knapp bemessen. Man wird wohl nochmals zehn Jahre benötigen.

Die Schweizer Universitäten, auch die UZH, haben nach anfänglicher Skepsis die Reform recht speditiv und pragmatisch umgesetzt. «Das System», sagt Rektor Fischer, «funktioniert recht gut – auch in Fächern der Philosophischen Fakultät, die bei der Umsetzung besonders viele Schwierigkeiten zu bewältigen hatten.» Trotzdem ist auch an der UZH noch einiges zu tun. Vieles muss sich noch einpendeln, Feinjustierungen sind notwendig, und in manchen Bereichen fehlt es noch an Erfahrung und Routine. Die Wirkungen und Nebenwirkungen von Bologna – willkommene und weniger willkommene – werden weiterhin zu denken und zu reden geben.

Zehn Fragen zu Bologna, die besonders unter den Nägeln brennen:

1 Ist der Master das Mass aller Dinge?

«Es sollte nicht behauptet werden, der Bachelor sei kein vollwertiger, eigenständiger Studienabschluss», sagt Rektor Andreas Fi-

scher. Er blickt mit einiger Spannung darauf, wie der Schweizer Arbeitsmarkt auf die Tatsache reagieren wird, dass es nun auf einmal 22-jährige Universitätsabgängerinnen und -abgänger gibt. Die Beispiele USA und Grossbritannien zeigen, dass der Bachelor durchaus gute Voraussetzungen für den Berufseinstieg bietet. In angelsächsischen Ländern gehen zwei Drittel der Studierenden mit dem Bachelor von der Universität ab, in Europa wird die Quote voraussichtlich bei durchschnittlich rund einem Drittel liegen. Und wie werden sich die Verhältnisse in der Schweiz entwickeln? Hier sind Prognosen schwierig, denn im Unterschied zu den meisten grossen Bologna-Ländern wird hierzulande im Übergang vom Bachelor zum Master nicht selektiert. «Die Entwicklung», erklärt Fischer, «hängt also von keinerlei quantitativen Vorgaben ab, sondern allein davon, für welchen Weg sich die Studierenden entscheiden und wie der Arbeitsmarkt reagiert.»

Otfried Jarren, der als Prorektor Geistes- und Sozialwissenschaften auch für die Lehre zuständig ist, begrüsst die Offenheit des Schweizer Modells, weil hier nicht bürokratische Regelungen, sondern individuelle Wünsche und marktliche Erfordernisse darüber bestimmen, wie gross die Zahl der Bachelor- im Vergleich zu jener der Masterstudierenden ist. «Da es keine Quoten für den Master gibt, wird es kein Zeichen des Versagens oder der Zweitklassigkeit sein, wenn Studierende bereits mit dem Bachelor von der Universität abgehen und dann «on

the job» weiter ausgebildet werden. Viele werden zu einem späteren Zeitpunkt an die Universität zurückkehren, um sich modulweise weitere Kompetenzen anzueignen oder doch noch einen Master zu machen.» Das gestufte Studiensystem, das mit der Bologna-Reform Einzug hielt, erleichtert die Individualisierung von Bildungslaufbahnen. Im vergleichsweise offenen Schweizer Modell, lobt Jarren, komme dieser Vorzug besonders gut zum Tragen. «Die UZH wird gut fahren, sich zukünftig noch stärker als bisher auf das Lifelong Learning einzustellen.»



Bild: Ursula Meisser

«Es sollte nicht behauptet werden, der Bachelor sei kein eigenständiger Studienabschluss.»

Andreas Fischer, Rektor

2 Führt Bologna zur universitären Einheitskultur?

Eines steht fest: Die Bologna-Reform hat aus Europas Hochschullandschaft keine Monokultur gemacht. Der Kontinent ist nicht planiert worden. Jedes Land hat die Reform auf der Grundlage ihrer gewachsenen Traditionen durchgeführt, dadurch

Lesen Sie weiter auf S. 5



Bild: David Werner

«Dank der Studienreform sehe ich mein Fach stärker als zuvor im Gesamtzusammenhang.»

Thomas Lutz, Professor für Veterinär-Physiologie

Fall 1: Vetsuisse-Fakultät

Mehr Raum für kritische Reflexion

An der UZH hatten Fakultäten und Institute grosse Spielräume bei der Umsetzung der Studienreform – und die Akzente, die sie dabei setzten, waren entsprechend vielfältig. Bologna löste einen Selbsterneuerungsprozess aus, der weit über das Reform-Soll hinausging, wie die vier folgenden Beispiele Biologie, Psychologie, Wirtschaft und Veterinärmedizin zeigen.

Seit längerem bestand an der Vetsuisse-Fakultät ein Problem: Die Ausbildung zukünftiger Tierärztinnen und -ärzte war überfrachtet: Die Studierenden mussten zu viele Lehrveranstaltungen pro Semester besuchen, der Stoff konnte sich nicht setzen. Die Bologna-Reform kam da gerade recht: Sie gab den nötigen Impuls, um aktiv zu werden und die verschiedenen Lehran-

gebote besser aufeinander abzustimmen und zu koordinieren. Daraus liess sich für die Studierenden eine Reduktion der Kontaktstunden um 20 Prozent erreichen.

Thomas Lutz, Professor für Veterinär-Physiologie, wirkte seit Beginn der Bologna-Reform an der Lehrkommission mit, seit drei Jahren ist er deren Präsident. «Ich habe im Zuge der Reformen gelernt, mein eigenes Fach stärker im Gesamtzusammenhang der Fakultät zu sehen», sagt er.

Markante Innovationen

Überhaupt habe Bologna zu mehr Zusammenarbeit unter den Dozierenden und zu einer engeren Vernetzung der verschiedenen Institute geführt. Bewirkt hat dies unter anderem der sogenannte «organzentrierte Unterricht». Er ist die vielleicht markanteste

Innovation der Bologna-Reform an der Vetsuisse-Fakultät: Im organzentrierten Unterricht des 2. und 3. Jahres der Bachelorstufe wird aus Sicht unterschiedlicher Fächer wie etwa Anatomie, Physiologie, Chirurgie oder Labordiagnostik jeweils ein Thema wie zum Beispiel «Blut», «Bewegungsapparat» oder «Stoffwechsel» behandelt.

Diese integrale Unterrichtsform hat den grossen Vorteil, dass Studierende sich schon deutlich früher als im alten Unterrichtssystem mit klinischen Fragen befassen und dabei lernen, Aspekte verschiedenster Grundlagenfächer zu kombinieren. Die Kehrseite des komplexen Aufbaus ist allerdings, dass die Anforderungen ans Prüfungsdesign gewachsen sind. Wo viele Dozierende verschiedener Disziplinen an einem Modul beteiligt sind, können münd-

liche Prüfungen, welche früher die Regel waren, nicht mehr durchgeführt werden. «Der gestiegene Prüfungsaufwand belastet die Fakultät», sagt Lutz. «Es wird für uns in den kommenden Jahren eine wichtige Aufgabe sein, Lösungen zur Vereinfachung der Prüfungsabläufe zu finden.»

Skeptische Studierende

Von Anfang an brachten sich die Studierenden der Vetsuisse-Fakultät stark in den Reformprozess ein. «In der Regel», sagt Lutz, «nahmen sie dabei eher konservative Positionen ein.» Auf Skepsis stiess beispielsweise die Gliederung der Masterstufe nach Schwerpunkten. Die Befürchtung war, dies führe zu frühzeitiger Spezialisierung und damit zu eingeschränkten Berufschancen. Laut Lutz wäre jedoch eine von Anfang bis Ende generalistisch ausgerichtete Ausbildung heute angesichts der fortschreitenden Ausdifferenzierung der Tiermedizin nicht mehr zeitgemäss.

Als besonders positives Ergebnis der Studienreform seiner Fakultät erachtet Lutz die stärkere Gewichtung wissenschaftlichen Denkens. War es bisher den Studierenden freigestellt, am Ende des Studiums ein kleines Forschungsprojekt durchzuführen und eine Arbeit darüber zu schreiben, ist im neuen Masterstudienengang eine solche eigenständig durchgeführte wissenschaftliche Abschlussarbeit obligatorisch. Das konzeptuelle, kritisch reflektierende, forschende Lernen erhält so mehr Raum. *dwe*



Fortsetzung von S. 4

bleiben viele historisch bedingte Unterschiede erhalten. Die Bemühungen, europaweit Transparenz und Vergleichbarkeit der Studienprogramme herzustellen, führten aber zu einem geschärften Blick für regionale Besonderheiten und wirkten oft sogar als Anreiz, Spezialitäten zu kultivieren. «Das ist auch gut so, denn Unterschiede machen ja gerade den Reiz eines Universitätswechsels aus», sagt Rektor Andreas Fischer. Eine vernünftige Strategie zwischen Angleichung und Profilierung ergibt sich für Fischer durch Ausnutzung des zweistufigen Studiensystems: «Auf Bachelorstufe ist zumindest auf nationaler Ebene eine wechselseitige Annäherung der Studiengänge erwünscht, auf Masterstufe dagegen setzen wir auf eine Akzentuierung eigener Stärken.»

Unsicherheit besteht vielerorts noch bei der Frage der Anerkennung auswärts erbrachter Studienleistungen. Für die Qualitätssicherung an den Instituten ist diese Frage essentiell. Mangels Erfahrungswerten ist die Anrechnungspraxis oft streng – zu streng, findet Fischer. «Ich erwarte von allen Seiten etwas mehr Grosszügigkeit, damit wir an den Regelungen nicht ersticken.» Auch Otfried Jarren stellt fest: «Es ist hier noch zu viel Misstrauen im System, dadurch entsteht ein Kontrollzwang, der zu einem enormen administrativen Mehraufwand führt. Man kann dem aber gegensteuern, wenn Hochschulen, die international in einer ähnlichen Spielklasse operieren, untereinander eine Vertrauenskultur aufbauen.» Partnerschaften und Netzwerke auf Universitäts-, vor allem aber auch auf Fakultäts- oder Institutsebene, werden zukünftig

also bei der Mobilitäts erleichterung eine entscheidende Rolle spielen.

3 Studienstress: Ist Bologna daran schuld?

Michaela Esslen, Studienkordinatorin und -beraterin am Psychologischen Institut, beobachtet, dass viele Studierende seit Einführung der Bachelor- und Masterstudiengänge mit der Angst im Nacken studieren, in der Regelzeit nicht fertig zu werden. Dabei gibt es an den Fakultäten keine oder dann sehr grosszügig bemessene Studienzeitbegrenzungen. Es steht den Studierenden auch im Bologna-System offen, teilzeitlich und dafür etwas länger zu studieren, und es ist ihnen überlassen, wie viele Module sie in einem Semester absolvieren möchten. Dennoch sind im Vergleich zu Lizentiatsstudierenden Stressgefühle häufiger geworden. «Studierende, welche die Regelstudienzeit überschreiten, stehen offenbar mehr als früher unter Rechtfertigungsdruck», sagt Esslen.

Aber warum? Für Rektor Andreas Fischer liegt dies an der Transparenz der Lernziele und Leistungsanforderungen. Sie vermitteln den Studierenden einerseits zwar Orientierungs- und Planungssicherheit, können andererseits aber eben auch einschüchternd wirken. «Je konkreter die Lernziele definiert sind, desto deutlicher wird, wo man überall scheitern könnte. Ganz und gar nicht im Sinne des Bologna-Gedankens ist natürlich, wenn Studierende aus lauter Angst, das geforderte Leistungssumme nicht mehr erbringen zu können, davor zurückschre-

cken, einen Teil des Studiums im Ausland zu absolvieren», stellt Fischer fest. Er ist aber überzeugt, dass die zunehmende Vertrautheit mit dem System bei allen Beteiligten dazu führen wird, dass sich etwas mehr Lockerheit einstellt.

4 Neue Curricula: Ist das Studium zu verschult?

Das Bologna-System gibt dem Studium sichere Leitplanken. Die Studierenden werden genau informiert, was sie in den einzelnen Veranstaltungen erwartet und worin die

Anforderungen bestehen. Geht damit eine Tendenz zur Verschulung einher? Teilweise schon. «Man kann solchen Tendenzen aber begegnen, in dem man zumindest einen Teil der Module auf Forschungsnähe hin konzipiert oder gezielt interaktive Elemente in den Unterricht einbaut», erklärt Robert Stidwill, Studienkordinator im Fachbereich Biologie. «Eigeninitiative», betont er, «ist auch im Bologna-System gefragt. Studierende, denen es daran mangelt, haben es bei uns nicht leicht.»

Was Verschulungstendenzen angeht, sehen Andreas Fischer und Otfried Jarren durchaus einen gewissen Korrekturbedarf,

Lesen Sie weiter auf S. 6



Bild: Frank Bröderli

«Mich stört der Vorwurf, das Bologna-System würde den Einzelnen Zwang antun.»

Otfried Jarren, Prorektor



Bild: David Werner

«Eigeninitiative ist auch im Bologna-System gefragt. Studierende, denen es daran mangelt, haben es bei uns nicht leicht.»

Robert Stidwill, Studienkordinator im Fachbereich Biologie

Fall 2: Biologie

So forschungsnah wie nur möglich

Von wegen Verschulung: Im Fachbereich Biologie verwendete man bei der Konkretisierung der Bologna-Ziele viel Kreativität darauf, die Lehre möglichst forschungsnah zu organisieren. Ein für Studierende wie Dozierende speziell attraktiver Veranstaltungstyp wurde dabei zum Herzstück des Studienangebots gemacht: dies sogenannten Blockkurse im Fachstudium. Sie befassen sich jeweils konzentriert mit dem Thema einer Forschungsgruppe. Das Besondere an dieser Unterrichtsform: Alle Mitglieder eines Teams – also auch Doktorierende – übernehmen Lehraufgaben.

Ab dem dritten Bachelor-Jahr können pro Semester vier solcher dreieinhalbwöchiger Kurse absolviert werden: «Mir sind keine anderen Studienprogramme bekannt, die eine derartige Dichte an forschungsbezogenen Veranstaltungen bieten», hebt Studienkordinator Robert Stidwill hervor.

Das Blockkurs-Modell bringt den Studierenden wie den Forschenden Vorteile: Die Studierenden lernen Forschungs-

gruppen und deren wissenschaftliche Arbeit gleichsam von innen und aus unmittelbarer Anschauung kennen und geniessen dabei geradezu traumhafte Betreuungsverhältnisse: Auf die zehn bis sechzehn Studierenden, die an einem Blockkurs teilnehmen, kommen oft annähernd halb so viele Betreuungspersonen. In solchen Veranstaltungen wird nicht in erster Linie Stoff gepaukt, sondern konzeptuelles Denken trainiert und am konkreten Beispiel das wissenschaftliche Handwerk gelernt.

Gute Lehre sichert den Nachwuchs

Umgekehrt sind die Blockkurse auch bei den Forschungsgruppen beliebt: Sie durchzuführen, bedeutet eine grosse zeitliche Belastung, trotzdem mangelt es nicht an Kursangeboten: Rund vierzig sind es allein im laufenden Semester. Die Zahl spiegelt nicht nur die Lebhaftigkeit der biologischen Forschung an der UZH, sie ist auch ein Indiz für das Eigeninteresse, das Forschungsgruppen an diesen Kursen haben: Für sie sind es ideale Gelegenheiten, Werbung zu machen

und begabte Studierende zum Mitmachen zu begeistern. So tragen Blockkurse wesentlich dazu bei, den wissenschaftlichen Nachwuchs zu sichern – was für die Vitalität und den Fortbestand einer Forschungsgruppe von entscheidender Bedeutung ist.

Forschung und Lehre sind im Blockkurs-Modell gleich doppelt verknüpft: Die Studierenden werden näher an die Forschung herangeführt, umgekehrt werden junge Forschende frühzeitig mit Lehraufgaben konfrontiert. Freilich sind nicht alle Teams didaktisch gleich versiert. Stidwill legt daher viel Wert darauf, dass die Koordinatoren der dreizehn Masterspezialisierungsrichtungen und die Modulverantwortlichen des Grundstudiums regelmässig zusammentreffen, um didaktische und strategische Fragen zu diskutieren und einen Konsens über Qualitäts- und Leistungsstandards in der Lehre zu entwickeln.

Veränderte Lernrhythmen

Mit den Studienreformen haben sich Formen der Lehre und des Lernens in der Bio-

logie verändert, auch in traditionellen Veranstaltungstypen wie Vorlesungen. «Der Rhythmus ist hier ein anderer geworden», sagt Stidwill: «Weil der Lehrstoff nicht wie früher erst am Ende des Studiums, sondern innerhalb des Moduls selbst geprüft wird, tendieren Lernprozesse heute dazu, kompakter zu werden.»

Um Tendenzen zum «Surface Learning» auszugleichen, setzt man im Fachbereich Biologie gezielt Anreize zum «Deep Learning». Dazu werden auch neue Formen der Stoffvermittlung erprobt. Für ein geeignetes Mittel, um in Vorlesungen die Interaktivität zu stimulieren, hält Stidwill beispielsweise Feedback-Instrumente wie das «Classroom Response System»: Die Studierenden können während der Vorlesung per Knopfdruck auf Fragen der Dozierenden antworten. Die Ergebnisse aller Teilnehmenden werden in Echtzeit sichtbar, sodass die Studierenden sofort einschätzen können, wo sie im Vergleich zu Kommilitonen stehen. Die Dozierenden wiederum können rechtzeitig auf Verständnisprobleme reagieren.»

Nicht alle Dozierenden im Fachbereich Biologie seien von der Bologna-Reform durchwegs überzeugt, räumt Stidwill ein. Die Lehre werde jedoch stärker als eigenständige Herausforderung wahrgenommen als zuvor. «Vor allem wird die Integration der Lehrangebote von elf biologisch ausgerichteten Instituten der UZH unter einem gemeinsamen Dach als Fortschritt gewertet. Im Fachstudium können Studierende zudem auch Lehrveranstaltungen der ETH belegen. Dadurch verfügt Zürich über einen der besten Ausbildungsplätze in Biologie überhaupt. Ohne den Bologna-Impuls wäre dieser Kraftakt wohl nicht so rasch gelungen.» dwe

Fortsetzung von S. 5

insbesondere auf der Bachelorebene. «Mit der Konzeption von Bachelorprogrammen begann die Studienreform der UZH; ich habe den Eindruck, dass man einige dieser Programme im ersten Reformelan etwas zu ambitioniert gestaltet und dabei überfrachtet hat», sagt Fischer.

In der nächsten Zeit wird nun aber der Master in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rücken. Damit werden sich auch die Vorzeichen ändern, unter denen das Bologna-Studium heute wahrgenommen wird. Denn auf der Basis des auf der Bachelorstufe erworbenen Grundlagenwissens eröffnet der Master, wie Jarren betont, wesentlich mehr Spielräume in der Lehre. Zur Gesamtstrategie der UZH, die sich ja als Forschungsuniversität versteht, gehört es, die Masterstufe im Vergleich zum Bachelor zukünftig zu stärken.

5 Prüfungen: Dürften es auch weniger sein?

Mit dem Prinzip der studiumsbegleitenden Leistungsnachweise hat Bologna den Universitäten eine grosse Last aufgebürdet. Insbesondere der Mittelbau ächzt. «Hier haben wir in der Tat ein Problem», sagt Fischer. «Einfache Rezepte zu dessen Behebung sehe ich keine. Wir müssen der Evolution vertrauen: Die Universitäten werden neue Prüfungsformen mit geringerem Organisations- und Korrekturaufwand erproben – und einige davon werden sich bewähren.» Die Spielräume, die Bologna dazu bietet, seien jedenfalls noch längst nicht ausgereizt: Durch Studienprogramme mit weniger, dafür grösseren Modulen etwa liesse sich die nötige Zahl Prüfungen pro Studiengang verringern.

Jarren drängt vor allem darauf, sich von der Fixierung auf das Klausurmodell zu lö-

sen: Als Alternative zu Massenprüfungen am Semesterende schlägt er Hürdenläufe mit mehreren kleinen, über das Semester verteilten Leistungsnachweisen vor.

6 Zählt jetzt nur noch die Punktwährung?

Hat uns Bologna aus einer Epoche hehrer Bildungsideale in ein dunkles Zeitalter der Punktejäger und -sammler gestürzt? Fördert das Punktesystem eine Mentalität, mit möglichst geringem Aufwand einen Studienabschluss zu bekommen? Josef Falkinger, Dekan der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, beobachtet anderes. Er betont, dass Studierende, die kein echtes Interesse am Fach mitbrächten, kaum eine Chance hätten, den Studienanforderungen gerecht zu werden. Und Robert Stidwill, Studienkoordinator im Fachbereich Biologie, sagt: «Wer Biologie studiert, erwirbt keine Berufslizenz; es macht also wenig Sinn, dieses Fach aus einem anderen Grund zu studieren als aus Begeisterung an der Biologie.»

Gleichwohl, das Kreditpunktesystem setzt Studierende einem gewissen Motivverdacht aus: Es könnte sein, dass sie nicht auf Erkenntnis-, sondern auf Punktegewinn aus sind. Doch ist das neu? «Früher gab es die Scheine-Sammler», sagt Fischer. Er sieht den Nutzen des Systems ganz nüchtern: «Kreditpunkte schaffen eine Anreizstruktur, welche dabei hilft, das Studium so auszurichten, dass man mit vernünftigen Aufwand in vernünftiger Zeit sein Ziel erreicht. Nicht alle Studierenden können und wollen ihr Studium ganz autonom selbst strukturieren. Wer jedoch selbstbestimmt studieren will, für den stellt ein Punktekonto kein Hindernis dar.»

Auf eine segensreiche, von Punkteverächtern aber häufig übersehene Begleit-Innovation des Punktesystems weist Otfried Jarren hin: die elektronischen Buchungstools. Per Mausclick erfahren Studierende, wo sie ste-

hen und was sie noch zu leisten haben. «Eine enorme Erleichterung für unsere Studierenden», findet Jarren.

7 Workload: Wann ist ein Punkt ein Punkt?

Eine von der Konferenz der Hochschulrektoren (CRUS) und dem Verband der Schweizer Studierendenschaften (VSS) im Frühjahr 2008 durchgeführte Umfrage zum Bachelorstudium in der Schweiz zeigte, dass rund drei Viertel der Bachelorstudierenden mit ihrem Studium zufrieden oder sehr zufrieden sind. Die Studie gab aber auch Aufschluss über Verbesserungsbedarf: So hatten 80 Prozent der Befragten den Eindruck, das geforderte Leistungsquantum pro Kreditpunkt variere je nach Modul stark.

Transparenz und Vergleichbarkeit der Leistungsanforderungen sind Hauptziele der

Bologna-Reform, und die Quantifizierung des durchschnittlichen studentischen Aufwandes («Workload») durch Kreditpunkte ist das wichtigste Instrument dazu. Doch ist es auch verlässlich? «Das Punktesystem ist für alle neu. Es fehlt noch an Erfahrung im Umgang damit, und es wird eine Weile dauern, bis sich Konventionen bei der Berechnung des Leistungsaufwandes herausbilden», sagt Fischer und betont: «Gänzlich unanfechtbar werden Punktezurechnung aber nie sein.»

Auch Jarren warnt vor zu viel Zahlengläubigkeit – und kritisiert: «Das Bologna-Modell verleitet gelegentlich dazu, Dinge im Millimeterbereich messen zu wollen, die so exakt gar nicht messbar sind. Man sollte sich auch nicht zu sehr auf die «Gerechtigkeitsfrage» versteifen. Meiner Meinung nach ist der Zweck der Kreditpunkte erfüllt, wenn Programmverantwortliche sich mit den Dozierenden zusammensetzen, sich auf gewisse Standards einigen und diese im fortlaufenden Dialog immer wieder überprüfen.»



Bild: Frank Brüderrli

«Dank Bologna werden Stärken und Schwächen in der Lehre intensiver diskutiert.»

Thomas Hidber, Leiter der Fachstelle Studienreformen



Bild: David Werner

«Kritisiert wird auf hohem Niveau. Mit jeder Verbesserung des Angebots steigen auch die Ansprüche.»

Michaela Esslen, Studienkoordinatorin Psychologie

werden, sucht sie im Gespräch mit den betreffenden Dozierenden nach den Ursachen.

Im Frühjahrssemester 09 führte Esslen eine repräsentative Studienbefragung zum Bachelorstudium durch, das am Psychologischen Institut vor drei Jahren eingeführt wurde. Die Ergebnisse: Mit der Didaktik der Dozierenden waren rund 60 Prozent der Befragten zufrieden bis sehr zufrieden, 80 Prozent befanden die Stoffauswahl für gut. Die Leistungsanforderungen wurden im Schnitt als leicht zu hoch eingestuft.

Ermutigende Rückmeldungen

Esslen hält das insgesamt für ein ermutigendes Resultat. Gleichwohl besteht noch Verbesserungsbedarf: So machten die Studierenden in ihren Rückmeldungen beispielsweise auf einige Redundanzen in den Studienprogrammen aufmerksam und zeigten auf, wo Studieninformationen schwer aufzufinden waren.

Individuelle Kommentare konnten in der Befragung ebenfalls abgegeben werden. Esslen stellt dabei fest: «Kritik wird mittlerweile auf hohem Niveau geäussert: Studierende nehmen heute, was das Lehr- und Dienstleistungsangebot anbelangt, vieles selbstverständlich in Anspruch, wovon frühere Jahrgänge nicht einmal träumen konnten.» Es zeigt sich: «Mit jeder Verbesserung des Angebots steigen auch die Ansprüche.» *dwe*

Fall 3: Psychologie

Die Lehre Schritt für Schritt verbessern

«Studierende, die jahrelang desorientiert im Ungefähren vor sich hindümpeln, gibt es in der neuen Studienordnung nicht mehr», sagt Michaela Esslen. Die Strukturen am Psychologischen Institut wurden gestrafft und vereinheitlicht, die Leistungsanforderungen wurden transparenter. «Wir haben das Studium für jene Studierenden optimiert, die zügig durchstudieren wollen.» Gleichzeitig wurde auf Flexibilität geachtet: Es steht allen Studierenden offen, das geforderte Pensum über die Regelzeit hinaus auf längere Zeiträume zu verteilen. Fast ein Drittel der Bachelorstudierenden am Psychologischen Institut machten letztes Semester von der Möglichkeit eines Teilzeitstudiums Gebrauch.

Der Stolz der Psychologie an der UZH ist die Vielfalt der hier vertretenen Fachrichtungen: Das ganze Spektrum des Faches von der Sozialpsychologie über Persönlichkeitspsychologie bis hin zur Bio- und Neuropsychologie wird angeboten. Das Grundstudium wurde im Zuge der Curriculareform so angelegt, dass die Studierenden einen Nutzen aus diesem personell und fachlich ausserordentlichen Angebot ziehen können, indem sie Einblicke in alle Bereiche erhalten, bevor sie sich dann auf der zweijährigen, forschungsorientierten Masterstufe für einen von vier Schwerpunkten entscheiden.

Die Bologna-Reform bewirkte, dass die Lehrangebote der verschiedenen Lehrstühle inhaltlich und hinsichtlich der Leistungs-

anforderungen noch besser aufeinander abgestimmt wurden. Die Studierenden können so systematischer und sachbezogener studieren und sind im Verlauf ihres Studiums unabhängiger von einzelnen Lehrpersonen.

Umfrage zur Bachelorstufe

«Ein positiver Begleiteffekt der Studienreform war, dass die Lehre zum lehrstuhlübergreifenden Projekt wurde», sagt Esslen. «Der mühevollen Umbau der Studienprogramme wurde als Chance begriffen, in der Lehre systematisch dazuzulernen.» So organisiert Esslen didaktische Weiterbildungskurse, die auf gute Resonanz stossen, und sie lässt Lehrveranstaltungen evaluieren. Wo auf diese Weise Schwächen in der Lehre sichtbar



8 Wer hört auf die Meinung der Studierenden?

Studierende wirkten am Bologna-Prozess von Beginn weg mit: an Institutsversammlungen, in sämtlichen Kommissionen sowie in der Erweiterten Universitätsleitung (EUL). Doch nicht nur in universitären Gremien, sondern vermehrt auch im Lehralltag selbst sollten die Positionen der Studierenden zur Kenntnis genommen werden, findet Prorektor Jarren. «Die grosse Chance, welche die Bologna-Reform bietet, ist, dass der Lehre im universitären Kontext mehr Bedeutung verschafft wird – indem man sie zum Thema macht, sie reflektiert und über Verbesserungsmöglichkeiten nachdenkt.» An diesen Reflexionsprozessen, so Jarren, sollten sich die Studierenden noch stärker beteiligen; dazu gelte es, ihre Rückmeldungen wo immer möglich einzuholen. «Die Befragungen zu Lehrveranstaltungen, die ab diesem Semester an der UZH regelmässig durchgeführt werden, sollen dazu beitragen, an den Instituten und Fakultäten eine solche Feedback-Kultur zu etablieren.»

9 Regiert das Nützlichkeitsdenken?

Die europäischen Bildungsminister hatten bei der Unterzeichnung der Bologna-Verträge die Erhöhung der Arbeitsmarktfähigkeit der Studierenden ausdrücklich zum Ziel erklärt. Rektor Fischer legt Wert darauf, hier zu differenzieren: «Von reinen Berufsausbil-

dungsstätten wird sich die Universität immer dadurch unterscheiden, dass sie reflexive Fähigkeiten betont und Lehr- und Lernfreiheit garantiert», sagt er. «Gleichzeitig sind aber möglichst gute Berufschancen der Absolventinnen und Absolventen durchaus ein zentrales Anliegen, weshalb beispielsweise vermehrt überfachliche Kompetenzen gefördert werden – seit kurzem auch auf der Doktoratsstufe.»

Es ist eine der hartnäckigsten Befürchtungen im Zusammenhang mit der Bologna-Reform, das Studium würde einer einseitigen ökonomischen Zweckorientierung unterworfen. Viele Studierende haben aber auch gegenteilige Befürchtungen: In der oben bereits erwähnten Studie des VSS und der CRUS vertraten 56 Prozent der befragten Bachelorstudierenden an der UZH die Auffassung, die Studieninhalte orientierten sich nach ihrem Gefühl zu wenig an den Erfordernissen des Arbeitsmarktes.

Prorektor Jarren versteht den Wunsch von Studierenden nach klaren beruflichen Perspektiven. Er warnt aber davor, universitäre Bildung und Arbeitsmarkt deswegen enger aneinander zu koppeln: «Der Arbeitsmarkt ist gerade im Bereich anspruchsvoller Tätigkeiten ein hybrides, dynamisches Gebilde, dessen Anforderungen sich ständig wandeln. Keiner kann zum Zeitpunkt X wissen, was zum Zeitpunkt Y gefragt sein wird. Verständlicherweise resultieren daraus Unsicherheiten bei den Studierenden. Zu versuchen, sie aufzulösen, indem man Studiengänge auf eine hypothetische berufliche Wirklichkeit trimmt, die weder Dozierende noch Studierende noch Arbeitgeber kennen, wäre aber unseriös.» Jarren sieht eine bessere Möglichkeit, mehr Verbindlichkeit und Erwartungssicherheit für Studierende und

Arbeitgeber herzustellen: Sie besteht darin, möglichst transparent darzulegen, welche Kompetenzen in bestimmten Studiengängen vermittelt werden. Und exakt dies wird im Zuge der Bologna-Reform an der Universität geleistet.

Übrigens: Die kürzlich veröffentlichte Studie des Bundesamtes für Statistik ergab, dass 2007 ein Jahr nach Studienabschluss 96,6 Prozent der UZH-Absolventinnen und -Absolventen eine Stelle gefunden hatten.

10 Bologna-Kritik: War früher alles besser?

«Das alte Studiensystem wird gegenüber dem neuen in vielen Punkten zu unrecht gepriesen», stellt Thomas Hidber, Leiter der Fachstelle Studienreformen fest. «Nehmen Sie als Beispiel das Lernverhalten der Studierenden: Man sieht es nicht gern, wenn Studierende einseitig prüfungsbezogen lernen, statt sich mit dem Stoff in voller Breite auseinanderzusetzen. Oft wird für diese Form des Lernens das Bologna-System verantwortlich gemacht. Dabei gab es sie schon zuvor: Früher zogen sich Studierende gegen Ende des Studiums gleich für mehrere Monate am Stück zurück, um den Lernstoff gezielt auf Prüfungen hin zu repetieren. Doch nun erst, da das Erreichen von Lernzielen nicht mehr in geballter Form am Ende, sondern verteilt über die ganze Studienzeit überprüft wird, wird dieses selektive Lernverhalten zum Thema.» Dieses Muster, sagt Hidber, wiederhole sich häufig: «Durch die Studienreformen wurde vieles sichtbar, was zuvor schon Tatsache, aber kein Thema

war. Diese grössere Transparenz, sagt Hidber, erleichtere die stetige Optimierung der Lehrangebote und der Lehre selbst.

Für Dozierende bedeutet die Bologna-Reform einige Umstellungen. Lehrveranstaltungen etwa müssen in den Rahmen eines Moduls eingepasst werden, was im Vergleich zu früher längerfristige Planung und mehr Koordination innerhalb von Instituten und Fakultäten bedingt. «Wir werden durch Bologna alle mehr in die Pflicht genommen», sagt Jarren. «Was mich stört, ist der Vorwurf, Bologna würde den Einzelnen Zwang antun. Bologna erfordert Kommunikation über Lerninhalte und ein kollegiales Aushandeln der Lernziele. Letztlich führt dies zu mehr Verbindlichkeit in der Lehre. Ich glaube, darin liegt ein grosser Fortschritt.»

Neben Fortschritten sollten aber die Probleme nicht verheimlicht werden, allen voran der administrative Aufwand, den Bologna mit sich gebracht hat. Für Rektor Fischer ist dies im Moment die Hauptsorge. Prüfungen, Graduierungsprozesse, Modulbuchungen, Zulassung ausländischer Studierender – all diese und viele weitere Geschäfte binden viele – zu viele Ressourcen. «Die grosse Herausforderung der kommenden fünf Jahre wird sein, die Abläufe einfacher, effizienter, schlanker zu gestalten, sagt Fischer. «Die angelsächsischen Universitäten – an deren zweistufigem Studiensystem sich die Bologna-Reform ja orientierte – haben hier bereits mehr Routine. Die muss sich bei uns erst noch einstellen.»

Haben Sie selber Erfahrungen mit Bologna gemacht? Schreiben Sie einen Kommentar zu diesem Artikel auf www.uzh.ch/news.

David Werner ist Redaktor des unijournals.



Bild: David Werner

«Man sollte Bologna nicht für alles verantwortlich machen; die Welt ändert sich, mit oder ohne Bologna.»

Josef Falkinger, Dekan der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät

Fall 4: Wirtschaftswissenschaften

Masstäbe setzen im globalen Wettbewerb

Als blosse Erfüllung zentral vorgegebener Direktiven will Dekan Josef Falkinger die Studienreform an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät (WWF) nicht verstanden wissen. «Wir handeln ja nicht fremdbestimmt und wider besseres Wissen und Gewissen. Als Institution, die im internationalen Umfeld operiert, sind wir es gewohnt, uns an veränderte Gegebenheiten anzupassen und lernbereit zu sein.»

Magnet im Talente-Pool

Zuoberst auf der Reformagenda stand für die Fakultät, das Studienprofil zu schärfen. Die Herausforderung dabei war, verschiedene Ansprüche unter einen Hut zu bringen: Um internationale Methodenstandards zu garantieren, wurde das Pflichtprogramm im Vergleich zu früher präziser definiert. Ein zweites Ziel war, mehr Möglichkeiten zur individuellen Profilierung im Wahl- und Wahlpflichtbereich zu schaffen, damit die Studierenden von der Breite der Forschung an der Fa-

kultät profitieren können. Schliesslich galt es auch, das Lehrangebot in die intellektuelle Vielfalt der Gesamtuniversität einzubetten.

Strategische Erwägungen waren bei der Konzeption der Studienarchitektur von grosser Bedeutung: Die WWF will als Magnet internationalen Talente-Pool wirken. «Ein exzellenter Ruf in der Forschung ist für Masterstudierende und Doktorierende das entscheidende Kriterium bei der Wahl ihres Studienorts», weiss Falkinger. «Deshalb ist eine exzellente Berufungspolitik der Schlüssel zum Erfolg auch in der Lehre.»

Als wichtig erachtet Falkinger zudem, die Forschungsstärke der Fakultät im Studienprogramm adäquat zur Geltung zu bringen. «Wir wollen als eine führende wirtschaftswissenschaftliche Fakultät mit unserem Studienangebot Masstäbe setzen, und wir tun dies, indem wir den Studierenden nicht nur die Vermittlung höchster Standards garantieren, sondern selbst mitdefinieren, was Standard ist; und dies nicht nur in einzelnen Nischen, sondern in den Kernbereichen.»

Frage an den Ökonomen: Hat die Schaffung eines europäischen Hochschulraums dazu beigetragen, dass heute für die Gestaltung der Lehre auch strategische Gesichtspunkte zählen? Für Falkinger eine hypothetische Frage: «Wir wissen nicht, wie die europäische Hochschullandschaft ohne Bologna aussähe. Konkurrenzdruck und Differenzierung unter den Universitäten nehmen aber so oder so weltweit zu, darauf haben wir uns, da wir uns an globalen Standards orientieren, einzustellen. Die Welt ändert sich, mit oder ohne Bologna.»

Die WWF hat die Studienreform rasch und entschlossen konkretisiert. Soweit seriöse Beurteilungen schon möglich sind – die neuen Studienprogramme laufen seit 2004 –, ist Falkinger zufrieden mit der Umsetzung. Bedauerlich aus Sicht der WWF sei allerdings der eingeschränkte Spielraum in Fragen der Zulassungspolitik. «Dass in der Schweiz im Übergang vom Bachelor zum Master im Allgemeinen keine Selektion möglich ist, halte ich für einen Wettbe-

werbsnachteil gegenüber vielen ausländischen Universitäten.»

Viele Neuerungen in der Lehre wären an der WWF auch ohne Bologna eingeführt worden: etwa eine klarere Studienarchitektur, eine Assessmentstufe, das Modul- und Kreditpunktesystem oder strukturierte Doktoratsprogramme. Aus diesem Grund findet es Falkinger auch müssig, alle Debatten zur Lehre immer in ein Pro oder Contra Bologna münden zu lassen. «Man sollte Bologna nicht zur Mutter aller Reformen hochstilisieren.» Gewisse Sorgen, etwa jene um die Verschulung, könne er gut verstehen. Verschulungstendenzen seien aber nicht Folge von Bologna, sondern hätten mit den gewachsenen Studierendenzahlen zu tun.

Vergangenheit nicht verklären

«Ich finde es sowohl politisch wie volkswirtschaftlich begrüssenswert, dass ein Studium breiten Bevölkerungskreisen zugänglich ist», sagt Falkinger. «Doch wenn wir diesen gesellschaftlichen Wandel gutheissen, müssen wir auch bereit sein, die Konsequenzen nüchtern ins Auge zu fassen.» Statt die Vergangenheit zu verklären, sei er dafür, Lösungen für die Herausforderungen der Gegenwart zu finden.

«Mir selbst», sagt Falkinger, «ist erst im Verlauf der Reform bewusst geworden, wie wichtig eine reibungslos funktionierende administrative Infrastruktur zur Bewältigung der grossen Studierendenzahlen ist – und wie schwierig es oft ist, hier im Detail praktikable Lösungen zu finden. Von der Effizienz und Verlässlichkeit der Organisations- und Verwaltungsprozesse hängt entscheidend ab, wieviel Qualität wir in der Lehre bieten können.» dwe